In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 5. Posen, den 6. Januar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(3 Fortsetzung).

Und über diese Straße lief dann die Unterhaltung geradewegs in die Welt hinaus, in die Ereignisse der Politik und der Volkswirtschaft im allgemeinen.

Ja, meinte der Vater Saltzenbrod, es gebe zu denken, ob man für die Einfuhr fremden Viehes sein solle oder nicht. „Soviel ist gewiß, kommt fremdes Vieh ins Land, so müssen die Bauern mit den Preisen herunttergehen. Sie wissen ja heutzutage schon nicht mehr, was sie verlangen sollen. Wenn ich jetzt auf den Viehmarkt fahre, so muß ich dreimal soviel Geld mitnehmen wie früher." Und wie zum Erweis dessen zog er die Brieftasche aus dem Rock, legte sie auf den Tisch und deckte die breite Hand darüber, und wirklich, die Tasche war so dick geschwollen, daß man hätte meinen mögen, ihr Inhalt genüge, um alles Vieh des Landes zu kaufen.

„Nimm dich nur in acht," sagte Knollmeyer, „daß du sie niemand Fremden sehen läßt. Der Bürgermeister hat erzählt, daß er unlängst auf der Fahrt in den Wald zwei verdächtige Kerle bemerkt hat, die im Busch gelauert haben. Und auf den Märkten treibt sich erst recht viel Gesindel herum. Dem Opferkuch ist unlängst auf dem Jahrmarkt seine Geldbörse aus der Tasche gezogen worden, ohne daß er das geringste gemerkt hätte."

„Ich geb schon acht," lachte Martin Saltzenbrod, „wenn ich unter Fremden bin. Und wehe, wenn ich eine andere Hand in meiner Tasche finde, der brech ich alle Knochen."

In dem Augenblick, in dem der Vater die Brieftasche hervorgezogen hatte, war es Justus gewesen, als habe ihm jemand einen Stoß versetzt. Er konnte gar nicht anders, er mußte das geschwollene Lederbäuchlein immerfort anstarren, das abgegriffene, zerschundene Röcklein um so viel Geld, daß ein kaum nennenswerter, vielleicht nicht einmal merkbarer Bruchteil genügt hätte, um ihm auf die Beine zu helfen, ohne daß er sich demütigen und seine Haut in Gefahr bringen mußte. Es war ein Flüstern und Raunen in ihm, das immer deutlicher werden wollte, aber Justus brauchte nicht einmal genau hinzuhören, er wußte auch so, was sich da an ihn herangemacht hatte.

Plötzlich klatschten zwei Hände vor seinen Augen zusammen; Auguste, die neben ihm saß, hatte seine Blickverlorenheit bemerkt und rief: „Je, der Justus schaut Löcher in die Luft."

Justus fuhr auf und in eine jähe Lustigkeit hinein. „Das Selchfleisch ist recht fett gewesen," schrie er, „und ich hab' immer gehört, wenn man dazu Wasser trinkt, kriegt man die Gelbsucht. Es ist ein Sliwowitz da, der wird unsere Mägen wieder in Ordnung bringen."

Damit erhob er sich, ging in den Laden und kam bald mit einer Flasche zurück, die er als eine besondere Sorte hausgebrannten Zwetschkengeistes vorstellte. Rina hatte indessen eine Versammlung verschiedener kleiner Gefäße auf den Tisch gestellt, zu den drei richtigen Schnapsgläsern, die man besaß, einige Eierbecher und ein flaches Reiseglas mit einer Ansicht der Gnadenkirche zu Mariazell. Dem kleinen Max hatte sie zum Scherz einen Fingerhut gebracht, sie selbst wollte sich mit einem gewöhnlichen Wasserglas begnügen.

„Nein," sagte Justus, „das größte Glas gehört dem Vater."

„Mir scheint, du willst mich unter den Tisch trinken," lachte der alte Saltzenbrod, ließ es sich aber gefallen, daß Justus Rina das Wasserglas wegnahm und vor ihn hinschob.

Der Sliwowitz, den Justus nun in die so verschiedenartigen Gefäße eingoß, war von wasserheller Farbe; indes erwies sich, daß ihn Justus nicht zuviel gerühmt hatte, wenn eine unbändige Stärke beim Sliwowitz ein Merkmal von Güte ist. Er trank sich wie flüssiges Höllenfeuer, daß die Frauen zu husten begannen und die Männer einander lachend versicherten, er habe es in sich.

Das Gespräch wurde denn auch bald mit erhobener Stimme geführt und begann sich, je mehr sich die Flasche leerte, um so mehr zu verwirren. Jetzt führte Justus das Wort und ließ merken, daß er nicht der unnütze Niemand sei, für den man ihn ansehe, sondern daß er über Welt und Menschen seine eigenen Ansichten habe. Und wenn schon seine eigenen Geistesgaben nicht richtig gepflegt worden wären, daß sie sich hätten besser entwickeln können, so wolle er doch dem kleinen Lex einen anderen Weg ins Leben bereiten. Das konnte sich Knollmeyer nicht gefallen lassen, rühmte die besonderen Anlagen seines Max und tat seinen Entschluß kund, ihn dereinst nach Prag ins Studium zu schicken.

Darüber war die Flasche zur Neige gegangen, Justus wollte eine zweite bringen, aber da erhob sich Rudolf, er müsse zu Bett, um morgen zur Arbeit frisch zu sein. Max verschlief seinen Ruhm bereits auf der Ofenbank, und auch des Vaters Augen waren klein und glänzend geworden.

„Wir wollen alle schlafen gehen," sagte er, indem er sich auf den Tisch stützte und erhob. Man brach auf mit guten Wünschen für die Reise des Vaters und Grüßen für Bekannte in der Stadt. Justus hatte genug getrunken, aber seine innere Erregung verhinderte, daß er über einen Zustand von Erleuchtung hinauskam, der ihn für seine Umgebung hellsichtiger als sonst machte. Er merkte ein leichtes Schwanken im Gang des Vaters, ein etwas unsicheres Tappen, als er sich in der Kammer, in die ihn Justus mit der Kerze geleitet hatte, zu entkleiden begann.

Der alte Saltzenbrod hängte seinen Rock über die Sessellehne, gähnte mächtig und sagte: „Na, gute Nacht, morgen seh ich dich ja noch!"

Justus ging zu Bette, und als Rina, die noch letzte häusliche Verrichtungen zu besorgen hatte, an seine Seite kam, schien er bereits in tiefem Schlaf der Welt entrückt.

Sein Hirn aber lag in heller Wachheit. Eine wilde Jagd von Gedanken hetzte hindurch. Sie gingen alle von einem Punkt aus und hielten alle, wie einem geheimen Befehl folgend, eine Richtung ein. Was nicht

von diesen Gedanken durchblitzt war, lag irgendwo im Tiefen schwarz und in todähnlicher Betäubung.

Ja — und nun war es dem ruhigen Atmen der Frau anzumerken, daß sie wirklich im ehrlich verdienten Hausfrauenschlummer lag.

Leise schob Justus die Füße aus dem Bett in die bereitgestellten Filzpantoffel hinein und wand sich aus dem Zimmer, über den Gang und an die Tür des Vaters. Daß der Alte jenseits aller Tageswachheit war, hörte Justus an dem Pfauchen und Rasseln, das durch die Holzfüllung ins dunkle Haus rann.

Noch zögerte er, die Hand an der Klinke, eines letzten Antriebes gewärtig. Da war es, als dränge sich ein Schatten an Justus heran, und das Gewisper war wieder an seinem Ohr, das ihm den ganzen Abend über zugesetzt hatte. Schließlich, flüsterte es, hat er sich's nur selber zuzuschreiben. Warum will er nicht vernünftig mit sich reden lassen?

Und jetzt drückte Justus die Klinke herab und zwängte sich durch den schmalen Spalt lautlos ins Zimmer. Fahler Mondschein erleuchtete den Weg. Dort neben dem Bett des Schlafenden über dem Sessel hing der Rock des Vaters mit der Brieftasche, ein Schattenklumpen, der fast gespenstisch anzusehen war als hocke dort ein verkrüppeltes Wesen, ein Zwerg ohne Beine, ein Traumgeschöpf, das aus der anderen Welt des Schlafes hervorgegangen war und nun als Wächter neben seinem Herrn saß.

Justus mußte sich sehr zusammennehmen, um die törichten Einbildungen zu unterdrücken und nicht noch im letzten Augenblick umzukehren.

V.

Als der alte Saltzenbrod am nächsten Morgen seine Abreise so eilig als möglich betrieb, hätte er gerne noch Justus gesehen und rasch gesprochen, da am gestrigen Abend dazu keine rechte Gelegenheit gewesen war.

Aber Justus war schon mit dem Knecht auf dem Feld draußen, und so mußte der Alte mit seinem Braunen losfahren, indem er sich auf seine Rückkehr in zwei Tagen vertröstete.

Justus hatte wohl gesagt, daß er auf das Feld wolle, als er aber an den Kreuzweg kam, wies er Rudolf an, einstweilen allein an die Arbeit zu gehen und wandte sich seitab, dem Hohlweg zu, durch den die Straße nach der Stadt führte. Da lag er oben im Gebüsch wie ein Straßenräuber und wartete.

Nach einer Weile hörte er das Rollen eines Wägelchens, und wirklich, da kam der Vater in einem gemächlichen Trab, die Pfeife im Mund und sah aus wie sonst. Aufatmend schaute ihm Justus nach, und als das polternde Knarren von der Ferne verschluckt war, kroch er aus seinem Versteck hervor und schlug den Weg nach dem Dorf ein.

Er war so in seine Gedanken versunken, daß er fast erschrak, als plötzlich eine große Krähe mit höhnischem Krächzen dicht über ihn hinstrich. Der Vogel hatte wohl auf dem Kreuz gesessen, das da am Rain stand. Es war ein uraltes Kreuz aus Holz, und das Besondere daran war, daß der Querbalken nicht wagrecht auf dem anderen lag, sondern schief nach der einen Seite in die Höhe strebte und sich nach der anderen Seite zur Erde neigte. Die Leute nannten es das „krumme Kreuz", und man erzählte von ihm, es sei auf einer Stelle errichtet, wo vor Zeiten in einem großen Krieg eine ganze Menge Schweden umgebracht worden sei. Die hatten hier in der Gegend fürchterlich gehaust, geraubt, geplündert und gemordet, aber zuletzt seien sie doch von den Kaiserlichen geschlagen worden. Da seien nun ihre letzten Haufen hungernd und frierend durch die Wälder geirrt, und da hätten sich denn die aus ihren Dörfern geflüchteten Bauern zusammengetan, die Feinde nächtlings überfallen und in den Teich gejagt, der sich früher an dieser Stelle befunden hatte. An dem Kreuz aber das ein frommer Bauer zum Gedächtnis gesetzt hatte habe sich der Querbalken immer wieder schief gestellt, so oft er auch in seine richtige Lage gebracht worden sei. Und so mußte auch der gekreuzigte Heiland seine Arme immer wieder schief ausgestreckt halten, einen zum Himmel hinauf und den anderen zur Erde hinab. Die einen sagten, um damit den armen Seelen eine Brücke aus dem Jammer der Gottesferne zur ewigen Seligkeit zu bauen, andere aber meinten dahingegen, um mit der Rechten zu zeigen, wohin die Frommen kämen und mit der Linken die Ketzer in die Verdammnis zu weisen, denn die hier erschlagenen und ertrunkenen Schweden waren ja allesamt keine rechtgläubigen Christen gewesen.

Solche alte Kreuze standen stumm am Wege, aber sie redeten dennoch jedes seine eigene Sprache, nur daß man sie nicht immer verstand. Sie hatten so viel Not und Jammer der Kreatur gesehen, daß sie wohl über so manches weit besseren Bescheid wußten, als einer glauben mochte.

Justus wäre wohl an dem Kreuz vorübergegangen, wenn ihn nicht der jähe Aufflug des Vogels darauf aufmerksam gemacht hätte. Und nun hätte er sich gerne schon daran vorbeigedrückt, denn was hätte ihm der gekreuzigte Heiland wohl Gutes und Tröstliches sagen können. Aber es war, als seien seine Schritte von einer geheimen Macht gehalten. Er konnte gar nicht anders, er mußte an das Kreuz herantreten und lesen, was in ungefügen, verwitterten Buchstaben auf dem Sockel eingemeißelt stand:

> Steh stille, lieber Wandersmann,
> Und sieh Dir an, was ich für Dich gethan.
> Betrachte meinen bittern Todesschweiß
> Und dann verrichte weiter Deine Reis'.

War das nicht, als ob ihn das Kreuz eigens gerufen habe, um ihm dies mitzuteilen? Hatte es ihm nicht damit einen Wink gegeben, was ihm bevorstehe ja, war es nicht geradezu, als habe er seine Reise bereits angetreten?

Aber da war etwas in Justus, das ihn zwang, trotzig aufzulachen; er gab sich selbst einen Stoß, riß sich aus seiner Sinnverlorenheit los und lief nun dem Dorf zu, als könne er nicht rasch genug aus dem Bereich des Kreuzes kommen.

Es war noch nicht hoch am Vormittag, als Justus in Wiesingers Schmiede trat. Die Gesellen schlugen auf ein rotglühendes Stück Eisen los, der Meister selber stand im Gespräch mit dem Kaufmann Opferkuch in der schwarzen Tiefe der Werkstätte. Wie er sie so beisammen sah, wußte Justus sogleich, daß von niemand anderem die Rede sei, als von ihm selbst.

Er ging auf den Schmied zu, zog ihn mit einem Wink beiseite und drückte ihm die Banknoten in die Hand, die ihn seiner Schuld entledigten. Der Wiesinger ging ans Licht, ließ das Geld durch die Finger laufen und nickte beifällig.

„So ist's recht, Justus," sagte er, indem er ihm fest auf die Schulter schlug, während sich ein Lächeln aus dem Feuermal über sein Gesicht verbreitete. „Ich sehe, daß du doch etwas auf dich hältst. Jetzt sind wir wieder quitt."

Der Kaufmann Opferkuch hatte sich herangeschlängelt und um den breiten Schmied herumgeschaut. „Und nun kannst du auch wieder ins Wirtshaus kommen," sagte er gleichfalls lächelnd, „wer zahlen kann, ist immer unser Mann."

Nun hätte Justus ja damit zufrieden sein können, daß er wieder in Gnaden aufgenommen war, aber er konnte sich nicht darüber freuen und empfand keinerlei Genugtuung, sondern nur eine tiefe Niedergeschlagenheit.

Er schüttelte bloß den Kopf, verließ die Schmiede und hörte nur noch, wie die beiden Kartenkumpane hinter seinem Rücken in ein gedämpftes Lachen ausbrachen.

(Fortsetzung folgt.)

Kalospinthechromokrene.

Von Oskar Beckmann-Posen.

IV. (Schluß.)

Ist es möglich? Hab ich wirklich mit meinem krausen Geschreibsel einiges Interesse erregt? Ja, hätte ich das geahnt, dann hätte ich mir etwas mehr Mühe gegeben. Nun ist es gedruckt, sogar mit meinem Namen, den ich gar nicht nennen wollte. Und da möchte ich denn doch noch einiges nachbringen, was zur Abrundung des Bildes vom alten Posen noch gebracht werden muß.

Die Frage ist wohl manchmal aufgeworfen worden: Wie haben unsere Väter und Großväter damals gelebt? Der bessere Mittelstand lebte im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr in den deutschen Dreifensterhäusern des dreizehnten Jahrhunderts und erst recht nicht in den einfenstrigen Schottenhäusern Alter Markt 11 bis 29, aber er lebte auch noch nicht in den Mietspalästen der Bismarckstraße, Oberwallstraße oder draußen in Posen W. an der Parkstraße, Hohenzollernstraße usw Nein, man lebte bescheiden in den aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammenden Drei-, Vier- und Fünfzimmer-Wohnungen, viel vornehmer als Richard Wagner in Dresden, wo er sich mit zwei Zimmern ohne Küche begnügte. Mit dem inneren Komfort der Wohnungen sah es auch noch recht mäßig aus: nicht einmal Wasserleitung gab es. Man holte das Gebrauchswasser aus dem Brunnen im Hofe oder, da dessen Wasser zu hart war, vom Röhrchen auf der Straße, am Alten Markt aus dem Proserpina-Brunnen. An der über die Schultern gelegten Trage hingen zwei massive Holzeimer. Die wasserspeienden Putten hatten ein Mundstück im Mäulchen, durch das daran angesetzte meterlange Holzrohr floß das Wasser über den Brunnenrand hinweg in die untergehaltenen Kannen, und dann wanderte die Wasserträgerin — der Goldenring-Brunnen zeigt ihr Bildnis — straßenweit zum heimatlichen Herd, in dessen Nähe es keine Brunnen gab. Um dem Wasserbedürfnis abzuhelfen, hatte Graf Raczyński die Kernwerksleitung geschaffen, die aber nur zwei öffentliche Brunnen speiste, den Priesnitzbrunnen in der Nähe des Postamts und den künstlerisch bedeutsamen Marienbrunnen an der Krankenanstalt der Barmherzigen Schwestern. Die Verlegung des Priesnitz-Brunnens nach dem oberen Ende der Bergstraße war aus historischen Gründen ein Fehler, die Errichtung der Hygiea als Krönung des Brunnens mit dem Bildnisse der Gräfin Raczyńska ein deutscherseits geübter Pietätsakt, für den die Posener Polen kein Verständnis hatten, Beweis die Abkratzung der deutschen Inschrift, wodurch das Standbild noch lange kein polnisches Werk geworden ist; es stammt aus einer deutschen Gießerei. Diejenigen, die die deutsche Inschrift beseitigt haben, haben gezeigt, wie tief der fanatische Teil der polnischen Nation steht; anständige Polen haben das nicht gebilligt. — Vor sechzig Jahren war auch das Bogdankawasser noch wenigstens als Spülwasser verwendbar, mit der zunehmenden Bebauung der Stadt und der Umgebung des Jersitzer Teiches wurde das Wasser so sehr verunreinigt, daß es nicht mehr benutzbar war. Schlimmer war der wasserarme Karmelitergraben und im Sommer die ganz austrocknende Faule Warthe, die nur noch die Abwässer der anliegenden Grundstücke aufnahm. Nur der Umstand, daß das meiste in den Gärten versickerte, machte diesen Stinkgraben erträglich.

Hier sei noch des Jortzigschen Gartens Erwähnung getan. Aurelius Jortzig war stolz darauf, den Brautkranz für die Kronprinzessin Viktoria geflochten und nach London gebracht zu haben. Ob es wahr war?

In den Häusern also, abgesehen von einigen besonders vornehmen, gab es noch keine Wasserleitung und natürlich auch kein sogenanntes Nebengelaß mit Wasserspülung. Man ging mit dem Schlüssel drei Treppen hinunter durch den sechzig Schritt langen Hof und wartete da geduldig, bis des Kämmerleins Riegel sich leise lose schob und der Vordermann mit seiner Sitzung fertig war. Für zehn bis zwanzig Mietsparteien gab es ja höchstens vier bis sechs solche Kämmerchen. Und zu nächtlicher Weile kamen dann die Bauern mit ihren Kastenwagen und schöpften mit langen Löffeln aus der Grube heraus, was sich seit sechs Wochen darin angesammelt hatte. Wehe dem, der zu solcher Zeit in den Hof mußte, dreimal wehe für den, der mit den schlecht übergelegten Brettern zusammenbrach und in die Tiefe sank, wie es Lindenstraße Nr. 1 der Tochter des ältesten Gymnasialprofessors N. passierte. Ja, das war noch das „goldene" Zeitalter.

Ohne Wasserspülung waren selbstverständlich auch die Rinnsteine. Alle Hausabwässer wurden vor die Tür getragen und dem Rinnstein zur Weiterbeförderung übergeben. Straßen mit starkem Gefälle erfreuten sich eines schnellen Ablaufs, wo das Gefälle fehlte, blieb der Unrat liegen, bis er vom Hausknecht auf den Fahrdamm hinausgefegt wurde. Von der Bergstraße ging der Rinnstein schräg über das untere Ende der St. Martinstraße, dann geradenwegs hinab nach der Breslauerstraße. Solche nicht überbrückten Rinnsteine waren eine Unbequemlichkeit für Fußgänger und Fuhrwerke. Eines Sonntags nachmittags schwankte der Leichenwagen eines katholischen Begräbnisses so sehr über diese Berg- und Tal-Passage vom Petriplatz nach der St. Martinstraße, daß der Sarg hinunterstürzte, aufsprang und die Leiche in den Rinnstein zu liegen kam.

Auf den Straßen gab es sogenannte Röhrchen, kleine Wasserständer, die filtriertes Warthewasser lieferten. Aber die Zahl dieser Röhrchen in der Stadt war sehr gering. War das einzige Röhrchen auf der Bäckerstraße (am Odeum) eingefroren, dann mußte man entweder nach dem Petriplatz, Ecke Breslauerstraße oder nach der Gartenstraße, Ecke der Halbdorfstraße. Solche Wanderungen mit der Trage auf den Schultern sollte man heute mal den Dienstmädchen zumuten! Ganz böse wurde es auf den Straßen im Winter, namentlich in dem unvergeßlichen Kriegswinter 1870/71 Kein Schnee wurde abgefahren In der Mitte der Straßen wurde er von den Fuhrwerken zermahlen, am Rande blieb er liegen, fror zu einer Kruste von 50 bis 60 Zentimeter Stärke zusammen, die weder Schnee noch Eis war, und erst im Frühjahr sich in eine Flüssigkeit auflöste, die alles andere war, nur kein Wasser. In dieser Kruste steckte das Röhrchen so tief, daß die Wasserholer niederknien mußten, um ihre Kannen unterhalten zu können.

In den Zeiten meiner Kindheit gab es schon Kohlen, doch habe ich auch noch Oefen kennen gelernt, die nur auf Holzheizung eingerichtet waren. Und es gab sogar schon Petroleum, aber auf dem Schrank standen noch die messingne Schieber-Oellampe und die vornehmere Moderateurlampe. Und an der Wand tickte noch die mittelalterliche Kastenuhr, vornehmere Leute hatten schon einen Regulator, und in der Westentasche trug man noch Großpapas Spindeluhr; stolz war, wer schon eine Ankeruhr besaß.

Und für die Dienstboten (wer sich solche leisten konnte) wurden zur Nacht Schlafbänke in der Küche aufgeschlagen, denn Mädchengelaß gab es noch nicht, der finstere Hängeboden war noch nicht erfunden.

Auch Entrees waren eine Seltenheit; der Zugang zu Drei- und Vierzimmer-Wohnungen führte meist durch die Küche. Es gab zwar noch einen besseren Zugang zu einem Flurzimmer, aber das war meist vermietet; und wenn es gerade leerstand, dann trocknete man dort die Windeln. Ja, es war eine goldene Zeit

Es gab damals noch viele alte Häuser, namentlich in den Stadtteilen, die nicht das Glück gehabt hatten, 1803 abzubrennen. Und in diesen alten Häusern lebten nicht nur Menschen, sondern auch allerlei andere vier- und sechsbeinige Geschöpfe, die sich aber auch gar nicht genierten, in neuere Häuser auszuwandern. Namentlich die gewöhnlich Schwaben genannten roten und schwarzen Schaben besaßen solche Wanderlust Bataillonsweise marschierten die Schaben eines Nachts von einer Backstube an der Lindenstraße nach dem Kronthalschen Neubau am Wilhelmsplatz; frischer Kalk lockt dies Geziefer aus weiter Ferne herbei; ein eigentümliches Knirschen unter den Schuhsohlen verriet, worauf man getreten; es war ein Parademarsch eigener Art. Es war nur gut, daß das infame Zeug nach Austrocknung des Hauses ebenso verschwand, wie es gekommen war. Seßhafter sind die Ratten und Mäuse. Erstere halten als Proletarier sich meist in Kellern und Kanälen auf. Die höherstrebenden Mäuse steigen aber bis in die obersten Stockwerke hinauf, sofern sie nur irgend etwas Genießbares finden. Unsere Flurnachbarin hatte nicht nur Hund und Katze, sondern auch Hühner in der Küche, da gab es immer allerlei für ungebetene Gäste; und die fanden dann auch den Weg zu uns, fanden aber nicht mehr den Rückweg, sondern verliefen sich in unsere Mausefalle, in der sie ihr Ende fanden. Als Tertianer machte ich an einem Regentage mich darüber her, alle Löcher zu verstopfen, um den Mäusen endlich alle Zugänge zu verschließen. Stundenlang stopfte ich in jedes, auch allerkleinste Löchlein ein Gemisch von Ziegelkleinschlag, Kalk und Wasser, verschmierte überall sorgfältigst und sagte: jetzt kommt uns keine mehr. Nachts wache ich auf, ein bekanntes Geräusch! Nann! Nachtigall ich hör dir drapsen! Das Geräusch kam vom Fenster, ich drehte mich bäuchlings und sah ein Mäuslein, das von Blumentopf zu Blumentopf spazierte und plötzlich über meinen Kopf weg auf mein Deckbett sprang. — und ward nicht mehr gesehen; dann hatten wir Ruhe

Vor sechzig Jahren dachte man noch nicht an Reihensteinpflaster oder gar Asphalt. Katzenköpfe waren das zeitgemäße Pflaster, genau so wie man es auf dem Sapiehaplatz zum ewigen Andenken erhalten hat und wohl noch weiter in alle Ewigkeit konservieren wird. Stadtpräsident Ratajski plant für die große Ausstellung eine Rundfahrt zu allen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Glanzpunkt dieser Rundfahrt wird der Sapiehaplatz, nicht seines vornehmen Szlachtanamens wegen, nein, zur Bewunderung dieses unverwüstlichen, seiner Dauerhaftigkeit wegen vorbildlichen Pflasters. Die marktbesuchenden Hausfrauen bitten dringend, daß diese Imitation der hohen Tatra in Posen erhalten bleibe.

So, das mag genug sein. Doch möchte ich noch einiger vergessener Persönlichkeiten von früher her erwähnen. In die Pflasterarbeiten, die seit Waldemar Muellers Zeiten, d. h. seit Beginn der Kanalisation, einen großstädtischen Zug angenommen hatten, teilten sich die Steinsetzmeister Ory und Barczyński. Du nimmst die Oberstadt, ich die Unterstadt, oder so ähnlich teilten sie sich in die Lose der ausgeschriebenen Arbeiten, bis sie einmal uneins wurden Ory wurde Mindestfordernder für alle 23 ausgeschriebenen Lose und erhielt den Zuschlag dafür. Na, der Magistrat hatte ein Einsehen und übertrug dem Unterlegenen alle Ausbesserungsarbeiten. Ueber das Kapitel Submission ließe sich mancherlei erzählen, doch das würde zu weit führen.

6.

Auf dem Abhang des Berges, den man den Dreisesselstein nennt, stieg eine Frauensperson hinan.

Der Wald, der dem Berg als Kleid gegeben ist und über seine Flanken in zwei Königreiche hinabrauscht, hüben ins Böhmische und drüben ins Bayerische, war wohl dicht und schwarz und schwer, aber doch nicht so unwegsam, daß ihn ein rüstiger Wanderer nicht hätte durchdringen können. Es ging sich zwischen seinen Stämmen jedenfalls besser als dort, wo sich die Frau mit dem Anstieg plagte.

So gut der liebe Gott auch das steinerne Gerüst dieses Berges gefügt hatte, aus seinem besten Granit, so war es doch nicht so hart, daß Hitze und Kälte, Wasser und Wind im Laufe der langen Zeiten nicht an ihm hätten ihre Macht erweisen können. Wo eine Fuge war, drangen die Wasser ein, sprengten im Frost die Fugen zu Spalten auseinander und schieden nach und nach den Stein zu einzelnen, runden Klumpen, die wie Kissen oder Federbetten aufeinanderlagen, anderswo als Türme oder gezackte Kämme über die Bäume ragten. Auf ihrer Oberfläche hatten sich bisweilen schüsselartige, runde Vertiefungen gebildet, von denen das Volk glaubte, in grauer Vorzeit wären da Menschen geschlachtet worden, und ihr Blut hätte diese Opfersteine getränkt.

Wo aber die Verwitterung noch weiter vorgeschritten war, da waren die Felsen schließlich geborsten und hatten ihre Trümmer im Sturz über die Hänge ergossen, alles Wachstum des Waldes unter sich erdrückend. Durch dieses Gewirr von Blöcken, das in breiten Strömen zu Tal floß, zu klettern, war eine mühselige Aufgabe, der sich niemand ohne Not unterzog. Nur jemand, der nicht recht im Kopf war, konnte es sich einfallen lassen, sich in einem solchen Schuttstreifen hinaufzuarbeiten, wenn er daneben rechts oder links im Wald unter den Wipfeln und durch Heidekraut hin einen weit müheloseren Weg hätte nehmen können.

Gerade so aber stand es um den armen Kopf der Frau, die da zum Dreisesselstein hinauf wollte. Ihre Gedanken lagen ihr so wirr und ohne Ordnung groß und klein hinter der Stirn, daß sie in allen Dingen gewiß immer das Verkehrte machte, und man konnte sich nicht wundern, daß sie unter den Leuten im Wald nicht anders als die närrische Julei genannt wurde.

Zu der Verstörtheit ihres Hirns aber war ihr noch überdies eine fast grauenvolle Häßlichkeit gegeben. Eine große gequetschte Nase war ihr einseitig ins Gesicht gedrückt, darunter verzog sich der Mund schief zum linken Ohr hin, und hexenhaft wirres Haar hing ihr immer unter dem Kopftuch hervor in die Augen. Ihr Gewand war so voller Löcher, daß neun Katzen darin keine Maus hätten fangen können. Im Arm aber hielt sie immer ein schmutziges Bündel Lumpen, das wollte sie unter keinen Umständen hergeben.

Denn so sonderbar und unbegreiflich es war, irgendein unbekannter Mann hatte irgendwann einmal in einer dunklen Stunde an diesem enterbten Gottesgeschöpf Gefallen gefunden und ihm im Busch Gewalt angetan. So weit war sie immerhin Weib, daß aus dieser Verirrung ein Kind entsprungen war, aber es war gestorben, und nun schleppte die närrische Julei ein Bündel Lumpen herum und hätschelte es, als läge noch immer das Kleine an ihrer Brust.

Jetzt hatte sie endlich keuchend die Schutthalde überwunden und stand vor der dreigeteilten Felsenruine, die dem Berg seinen Namen gab.

Als sie aufschaute, erblickte sie einen Mann, der in der sesselförmigen Vertiefung eines der Steine saß und unverwandt ins Weite starrte.

Ihre erste Regung von Angst und Mißtrauen allen Menschen gegenüber trieb sie sogleich ins Gebüsch zurück. Sie verhielt sich eine Weile ganz still und spähte nach dem Mann aus, dann aber kam mit einmal ein Leuchten des Erkennens in ihren verlorenen Blick.

Sie kroch aus ihrem Versteck hervor und schlich leise die Steinstufen zum Sitz des Mannes hinan. Es gelang ihr, sich ihm unbemerkt zu nähern, denn seine Augen waren unverrückbar der Ferne verhaftet, und als sie ganz an ihm heran war, sank sie langsam auf die Knie, fing seine herabhängende Hand und drückte sie an ihren ungestalten Mund.

Da riß es freilich den Mann in jähem Erschrecken herum, und ein anderer als gerade Justus hätte das Weib auch mit einem Stoß vor die Brust von sich geschleudert, daß es kopfüber über die Stufen gestürzt wäre. Justus aber überwand, wie seinen ersten Schrecken, so den darauffolgenden Ekel, wischte seinen vom Speichel der Frau nassen Handrücken an der Hose ab und murmelte nur: „Ach so, du bist es!"

Er konnte gegen dieses verwahrloste Menschenwesen nicht hart und zornig werden, wie die anderen Leute so oft, und jetzt schon gar nicht, da er den Glanz in ihren Augen gewahrte, mit dem sich ein leises Dämmern in der düsteren Verstörtheit ihres Innern anzudeuten schien. Er wußte, daß er der einzige Mensch war, dem die arme Verrückte Vertrauen entgegenbrachte. Vor einiger Zeit hatte er sie aus einem Schwarm grausamer Dorfkinder befreit, die ihr nachliefen, sie umringten und verhöhnten, um sie aufs äußerste zu treiben und das Vergnügen zu haben, daß sie in blindem Zorn mit einer wütenden Gebärde gegen sie die Röcke von der Kehrseite hob. Er konnte es nicht hindern, daß sie seither, wo immer sie ihn traf, vor ihm auf die Knie sank und seine Hand küßte.

„Bist du wieder auf der Wanderschaft?" fragte er.

„Fortgangen . . . nit gut gehabt . . . Schläge gekriegt," stammelte das Weib mühsam, denn es war durch die Verunstaltung der Nase und des Mundes, der auch eine Mißbildung des Rachens entsprach, unfähig zu richtiger Lautbildung der Sprache.

Justus mußte das Weib vor sich immer ansehen, so häßlich es auch war, ja, er vergaß über seinem Sinnen ganz und gar die Abscheulichkeit ihres Anblicks. Er hatte hier oben auf dem Dreisesselstein halt gemacht, um noch einmal das Bild der Heimat in seine Seele aufzunehmen, ehe er sie verließ. Er saß mit dem Rücken gegen die wunderbare Weite der Landschaft im Westen und Süden. Er kümmerte sich nicht um den blauen Duft, der über der bayerischen Hochebene lag, die sich gegen München hinzog und nicht um die Zaubererscheinung der fernen Alpenkette vom Pinzgau bis zum Schneeberg, nicht um das Glitzern der Donau, des Inns und der Isar da unten. Er war ganz den düsteren und engen Waldtälern zugewandt, die sich in seiner Nähe gegen den Grenzkamm hinandrängten.

Und nun schien es ihm, als sende ihm die Heimat mit diesem armseligen Stück bekannten Menschendaseins einen letzten Gruß. Es war ja wirklich keine ihrer schönsten und ansprechendsten Gestalten, die diesen Gruß brachte, aber dennoch konnte er das Weib nicht anders ansehen als mit Rührung und Ergriffenheit.

„Viel Schläg' kriegt . . ." beschwerte sich die Verstörte, „Leut' nit gut zu mir."

Sie hatte gewiß allen Anlaß, sich zu beklagen. Ihre Heimatsgemeinde setzte keine solchen Summen für ihren Unterhalt aus, daß sie davon hätte üppig leben können; und die armen Leute, die sie um dieses Geringe in Wohnung und Verköstigung nahmen, wollten daran noch verdienen und ließen sie wohl, wenn dies nicht gelang, ihren Aerger entgelten.

„Du solltest halt ganz fortgehen," sagte Justus, „wenn du es gar zu schlecht hast."

Das Weib hockte vor ihm auf dem Stein und schaukelte das Bündel, das ihr Kind vorstellte, in den Armen. „Nein," gurgelte sie ängstlich, „nit fortgehen . . . fortgehen nit gut. Einmal fortgangen . . . wiederkommen. Andere dagewesen, viel besser und schöner, an Tisch gesessen, in Bett gelegen, arme Juli dabeigestanden. Immer mehr sich ausgebreitet . . . Juli hinausgeworfen . . . Schnee. Wind . . . kein Haus mehr, kein Feuer mehr, kein Brot mehr."

(Fortsetzung folgt).